newsletter
Behindertenpolitik 62
Dez. 2015

Vergebliche Suche nach der „eierlegenden Wollmilchsau“

In den 2.665 Betriebsstätten für behinderte Menschen arbeiten derzeit mehr als 300.000 Beschäftigte. Die Zahl hat stetig zugenommen, vor allem weil immer mehr Arbeitnehmer/innen im 1. Arbeitsmarkt im Laufe ihrer Biografie psychisch und seelisch erkranken.

In Werkstätten für behinderte Menschen (WfbM) verdienen die dort Tätigen ein Entgelt von durchschnittlich 180 Euro monatlich. Die Entgeltordnung wird von den Werkstätten selbst festgelegt. Sie setzt sich aus drei Komponenten zusammen: einem pauschalen Grundbetrag (durchschnittlich 75 Euro), einem aufstockenden Arbeitsförderungsentgelt (durchschnittlich 26 Euro) und einem leistungsangemessenen Steigerungsbetrag (durchschnittlich 80 Euro).

Die Friedrich-Ebert-Stiftung veröffentlichte in diesem Jahr eine Broschüre über Recht und Praxis dieser Bezahlung. Werkstätten sollen ihre Beschäftigten 1. rehabilitieren, sie sollen 2. inkludieren (auf den 1. Arbeitsmarkt) und 3. gleichzeitig als Wirtschaftsunternehmen funktionieren. Diese drei Aufgaben unter einen Hut zu bringen gleicht einer „eierlegenden Wollmilchsau“. Offensichtlich wird die inklusive Aufgabe gar nicht erfüllt. Die Übergangsquote in den allgemeinen Arbeitsmarkt liegt bei 0,1 Prozent. Und auch am individuellen Steigerungsbetrag zeigt sich die vergebliche Suche: „Den Leistungsgrad Erwerbsfähiger als Maßstab zugrunde zu legen, echte Aufträge realer Arbeitgeber abzuarbeiten und dafür durchschnittlich 80 Euro zu verdienen und fortwährend

▶ **Fortsetzung S.5**

Von Eseln und anderen Tieren

Weihnachten steht vor der Tür und in vielen Kirchen werden wieder Krippen aufgebaut. Neben dem Jesuskind und dem heiligen Paar sind auch Ochs und Esel Beteiligte der Szenerie. Wenig bekannt ist, dass beide Tiere in den Evangelien nicht vorkommen. Sie finden sich im „Pseudo-Matthäusevangelium der Apokryphen“, den Texten, die nicht in den Kanon der Heiligen Schrift aufgenommen wurden.

Doch das freudige Weihnachtsereignis war bedroht, die Geburt des „Königs der Juden“ verstand König Herodes als Angriff auf seine Macht, und die Familie floh vor dem drohenden‘ Kindermord nach Ägypten. Auch heute finden wir in dieser Weltengegend Millionen Flüchtlinge. Darunter gibt es viele Kranke, Alte und Behinderte. Sie sind die unsichtbaren Opfer. Erika Feyerabend berichtet (▶ **S.6**).

Oft wird von einer Willkommenskultur bei der Aufnahme von Flüchtlingen in Deutschland gesprochen. In gleicher Weise wünscht sich Rebecca Maskos „Eine etwas andere Art der Willkommenskultur“ für Menschen mit Behinderung (▶ **S.7**).

Neben der Geburt spielt der Esel zum Ende von Jesus‘ Leben eine Rolle. Entgegen dem Bild eines strahlenden Königs hoch zu Ross reitet er bescheiden auf einem Esel in Jerusalem ein. Die Demut ist eine von vielen Charaktereigenschaften, die dem Esel nachgesagt wird. Sie haben auch therapeutischen Wert bei Menschen in Alten- oder Behindertenheimen, wie Erika Feyerabend zu berichten weiß (▶ **S.2**).

Ebenso werden anderen Tieren bestimmte Wesenszüge zugeordnet. Die Schnecke ist heute im Zeitalter der Beschleunigung besonders wegen ihrer Langsamkeit verpönt. Dass sie auch für Bedächtigkeit und Gründlichkeit stehen kann, entfaltet Christian Mürner in dem Buch „Der hinkende Bote“. Volker van der Locht bespricht es auf ▶ **S.4**.

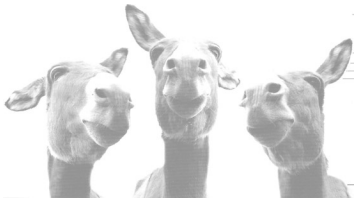
Teils wird der Esel als einfältig und dumm beschrieben, der zum Tragen von Lasten genutzt wird. Die gleiche Herablassung erfahren Menschen mit geistiger Behinderung häufig. In den Behindertenwerkstätten erleben sie oft genug auch das Schicksal eines „Billigen Lastesels“. Mehr zur Arbeitssituation dieser und anderer Behindertengruppen steht in den Artikeln auf ▶ **S.1 und 3**.

Die Charaktereigenschaften des Esels, der Schnecke und anderer Tiere eröffnen manch neue Einsicht. Wir hoffen, dass wir dies mit den Beiträgen dieses newsletters bei den LeserInnen ebenso erreichen. In diesem Sinne wünschen wir Allen besinnliche Tage.

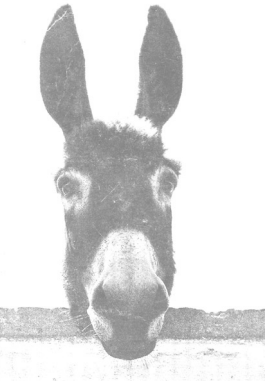
Für die Redaktion
Volker van der Locht

Tiergestützte Interventionen

Über Esel und Menschen



Am Rande des Ruhrgebietes lebt Bianca Terhürne nicht nur mit ihrer Familie, sondern auch mit sehr vielen kleinen und großen Tieren: Schnecken, Schildkröten, Meerschweinchen und Kaninchen, Enten, Gänse, Katzen und Hunde, Schafe, Ziegen, Schweine – und Eseln. Die langjährige Fachkrankenschwester für Psychiatrie bietet „Tiergestützte Interventionen“ für körperlich, geistig oder psychisch erkrankte Kinder, Jugendliche, Erwachsene und Senioren an. Schon in der Psychiatrie hatte Bianca Terhürne beste und langjährige Erfahrungen speziell mit Eseln gemacht. Ob depressive Patienten, Kinder mit geistiger Behinderung oder auf den ersten Blick „normale“ Zeitgenossen: Beim Anblick des gutmütigen Langohrs öffnen sich die Herzen und es werden verborgene Gefühle wach. Es wird gelächelt, gestreichelt, gesprochen.



Mittlerweile anerkannt

Die heilende und beruhigende Wirkung der Mensch-Tier-Beziehung ist seit Jahrhunderten bekannt und beschrieben. Aber sie war lange in Vergessenheit geraten – oder galt als wissenschaftlich nicht bewiesen. Das hat sich geändert. Allein in NRW gibt es schätzungsweise 700 Fachkräfte für „Tiergestützte Interventionen“ und einen Berufsverband für Tiergestützte Therapie, Pädagogik und Fördermaßnahmen. Es gibt berufsbegleitende Weiterbildungsprogramme und wissenschaftliche Publikationen über die muskelentspannenden, Schmerzen reduzierenden oder Blutdruck senkenden Wirkungen. Der Landschaftsverband Rheinland/Klinikverbund und Heilpädagogische Hilfen hat vor ein paar Jahren eine sehr schöne Broschüre über „Tierische Therapeuten“ veröffentlicht. Seit rund 20 Jahren halten sie Einzug in Krankenhäuser, Senioren- und Behindertenheime, Psychiatrien, Schulen und Gefängnisse. Sie helfen Angst und Einsamkeit zu vertreiben, das Verstehen ohne Worte zu erfahren, auf sozialer und emotionaler Ebene dazu zu lernen – statt nur auf der überbetonten rein kognitiven.

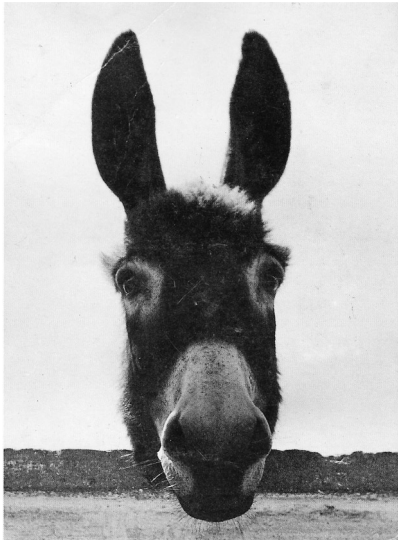
Kulturgeschichte des Langohrs

Kulturgeschichtlich hat der Esel kein rein positives Image. „An den fliegenden Esel, den asino volante, zu glauben, bedeutet im Italienischen, sich alles erzählen zu lassen“, heißt es in dem wunderschönen Buch „Esel – ein Portrait“ von Jutta Person. Jahrhundertelang waren die Narrenkappen mit Eselohren ausstaffiert und mutierten zum Zeichen von Dummheit und Furchtsamkeit. Seine Neigung, einfach stehen zu bleiben, wurde dem Esel oft negativ ausgelegt. Immerhin: Der arme Müllerresel bei den Bremer Stadtmusikanten schüttelt sein Joch ab und sagt den unglaublich schönen Satz: „Etwas Besseres als den Tod finden wir überall.“

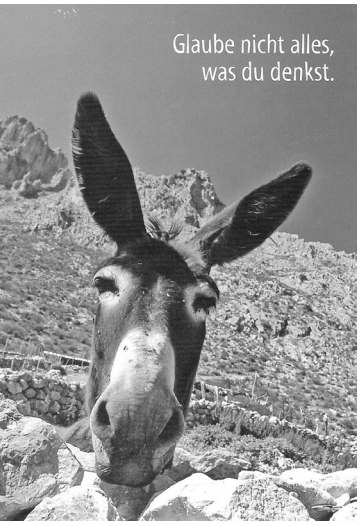
Wie kam es dazu, Esel mal für dumm und träge, mal für duldsam und friedlich zu halten? Die Physiognomik – die Formenlehre des menschlichen Körpers, mit deren Hilfe man vom Äusseren auf das Innere schließen wollte – hat großen Anteil am Negativimage. Wer nach Art des Esels lange Ohren, vorstehende Augen oder überstehende Lippen hatte, galt als dumm, stumpfsinnig und träge. Ab dem 19. Jahrhundert konnten solche Urteile für Menschen gefährlich werden: die Physiognomik mündete geradewegs in die Rassenlehre und Eugenik.

Im Christentum wird der Esel zwar einerseits als erotisches Tier gebrandmarkt. Andererseits verkörpert es aber auch Demut, Milde und Friedfertigkeit. Auf einem Esel zieht Jesus in Jerusalem ein, im Alten Testament ist die Flucht nach Ägypten nur mit einem Esel zu machen. Und keine weihnachtliche Krippe kommt ohne Ochs und Esel aus.

Auch die Philosophen haben sich am grauen Langohr abgearbeitet. Im Gleichnis vom Buridanschen Esel verhungert das Tier vor zwei gleichwertigen Heuhaufen. Die eine Botschaft: Bei gleichwertigen Alternativen kann nur der Zufall entscheiden. Oder: Ein Esel ist, wer sich nicht entscheiden kann. Das schlichte Nicht-Entscheiden, Zaudern, Stehenbleiben



wird heute eher abqualifiziert. Manche aber bewundern das auch, vor allem jene, „die den Schweinsgalopp des immer effizienten Handelns zu unterlaufen versuchen. Durch Stehenbleiben.“ Sympathisch ist das mittelalterliche Lob von Agrippa von Nettesheim um 1530:„Gerade weil er kein verbildeter Besserwisser sei, verstehe er mehr als alle anderen“, ähnlich wie ein „einfältiger Mensch dasjenige, was einer, der mit vielen Wissenschaften verderbt und ein grosser Schulen-Lehrer sein will, nicht sieht.“



„Und der Esel selbst?“ fragt die Autorin Jutta Person am Ende ihrer kulturgeschichtlichen Reise. Er hält einen deutlichen „Sicherheitsabstand zu seinem Bezähmer. Er wird nicht als bester Freund an der Leine vorgeführt, er endet nicht als Schlachtvieh, er kann sein Fell für sich behalten, und er muss keine Dressurakte ... über sich ergehen lassen. Seine Dummheit hat sich als Klugheit erwiesen. Sein Eigensinn als trickreiche Eleganz“.

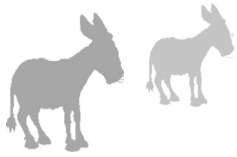
Erika Feyerabend, Essen

Wer mehr über die „Tierischen Therapeuten“ wissen möchte:
http://www.kommern.lvr.de/app/resources/tierische_therapeuten_komplett_intranet_klein.pdf

Buchempfehlung für Weihnachten oder andere Gelegenheiten:
Esel. Ein Portrait von Jutta Person.
Berlin (Matthes Seitz) für 18 Euro

Billige Lastesel

Zum Welttag der Menschen mit Behinderungen am 3. Dezember 2015



„So viele Menschen mit Behinderung wie nie zuvor haben eine Stelle“, titelt die Aktion Mensch in einer Presseerklärung vom 1. Dezember dieses Jahres. Arbeitsmäßig paradiesische Verhältnisse für Menschen mit Behinderung suggeriert die Überschrift, doch wer die Zahlen genauer betrachtet, ist schnell ernüchtert.

Vorgestellt wurde nämlich das sogenannte Inklusionsbarometer Arbeit, das von der Aktion Mensch gemeinsam mit dem Handelsblatt Research Institute (HRI) erarbeitet worden ist. Auf der Basis einer repräsentativen Umfrage von 500 mittelständischen Unternehmen und 802 Beschäftigten mit Behinderung sowie der Einbeziehung aktueller Daten der Arbeitsverwaltung sind 2015 1,016 Millionen Personen auf den Pflichtarbeitsplätzen nach dem Schwerbehindertenrecht beschäftigt. Das sind sage und schreibe 20.000 Beschäftigte mehr als im Vergleich zum Vorjahr. Die Beschäftigtenquote auf den genannten Pflichtarbeitsplätzen stieg im gleichen Zeitraum von 4,64 auf 4,67 Prozent, wohingegen die Arbeitslosenquote Behinderter von 14,0 auf 13,9 Prozent sank.

Ob sämtliche gezählten Arbeitsplätze tatsächlich ein existenzsicherndes Einkommen garantieren oder dem Niedriglohnsektor zuzuordnen sind, erschließt sich dem Leser/der Leserin nicht. In gleicher Weise sind die genannten Arbeitslosenzahlen zu hinterfragen. Wie viele Menschen mit Behinderung hangeln sich, wenn überhaupt, mit Minijobs durchs Leben und werden von der Arbeitslosenstatistik überhaupt nicht mehr erfasst? Das legt auch die Aussage von Prof. Bert Rürup nahe, derzeit Präsident des HRI und verantwortlich für die Studie:
„Viele Menschen stehen dem Arbeitsmarkt grundsätzlich zur Verfügung, haben mangels Erfolgsaussichten die Suche nach einem Arbeitsplatz mithilfe der Arbeitsagentur jedoch aufgegeben.“

Berücksichtige man diese Menschen, werde die offiziell gezählte Gruppe der arbeitssuchenden Behinderten noch größer. Sie ist trotz leichten prozentualen Rückgangs mit 181.110 noch um 3.000 höher als im Vorjahr und doppelt so hoch wie die Vergleichsgruppe ohne Behinderung, wie Armin von Buttlar (Vorstand Aktion Mensch) bestätigt.

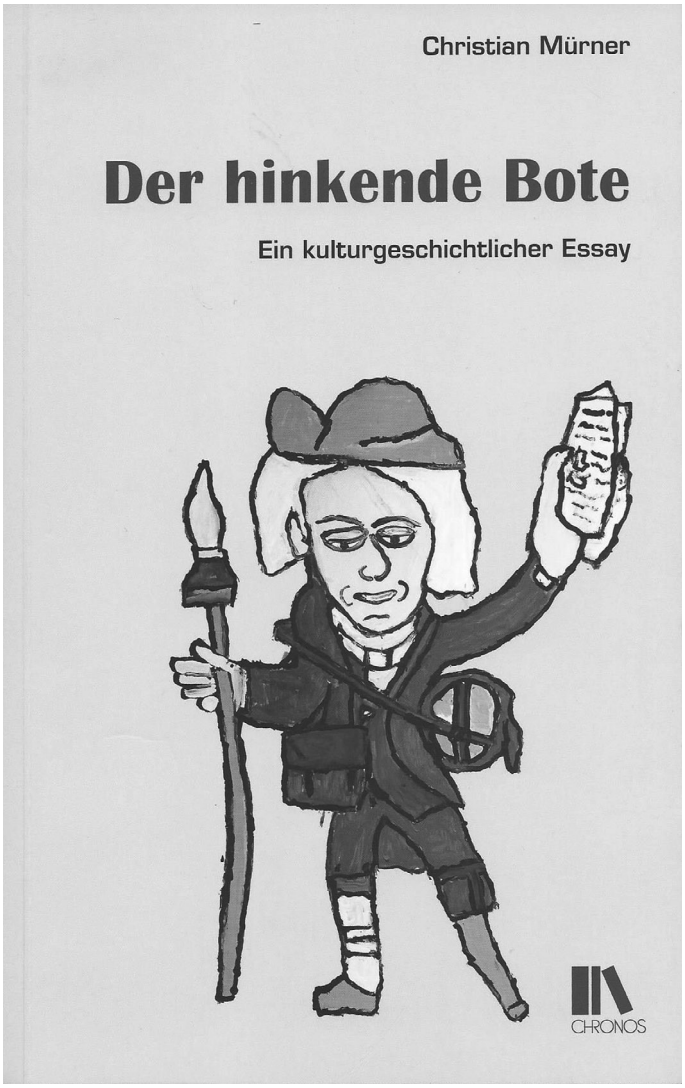
Zudem ist die Gruppe der Menschen mit einer geistigen Behinderung von der „Beschäftigungsexpansion“ überhaupt nicht betroffen. Ihnen bleibt der erste Arbeitsmarkt weitgehend verschlossen, teilen die Verfasser des Inklusionsbarometers mit. Und in der Tat befinden sich diese Arbeitskräfte in der Regel in den Werkstätten für behinderte Menschen. Am gleichen Tag der Vorstellung des Inklusionsbarometers veröffentlichte die Bundesvereinigung Lebenshilfe für Geistig Behinderte anlässlich des Welttages der Menschen mit Behinderung am 3. Dezember eine Presseerklärung. Die Erklärung stellt fest, dass im Jahr 2012 77 Prozent der 259.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Werkstätten eine geistige Behinderung hatten, dagegen nur drei Prozent eine körperliche Beeinträchtigung. Viele davon schaffen nicht in „beschützenden“

▶ **Fortsetzung S.8**

Buchbesprechung

Der hinkende Bote

Der hinkende Bote tritt erstmals bildlich in einer Flugschrift von 1590 in Erscheinung. In der Bilddarstellung hat er einen Klumpfuß. Spätere, bis heute bekannte Zeichnungen zeigen ihn als kriegsversehrten Einbeinigen, der mit einem Holzbein gehen musste. Hinkende Boten waren Veteranen des Dreißigjährigen Krieges (1618-1648), die aufgrund ihrer Verletzung zu Botendiensten verpflichtet und zum Vor-Bild der Illustrationen wurden.



Man könnte es dabei bewenden lassen – der hinkende Bote als ein frühes Beispiel der gesellschaftlichen Inklusion von Menschen mit Behinderung. Bemerkenswert ist jedoch: Die Figur hat literarisch bis in die Gegenwart überlebt. Sie erscheint in der Form eines Jahreskalenders mit Bildern und Texten aus verschiedenen Sachgebieten und enthält Ereignisse und Neuigkeiten des Vorjahres. In einem kulturhistorischen Essay betrachtet Christian Mürner den Boten von verschiedenen Seiten und lotet auch seine Bedeutung für unser gegenwärtiges Menschen- und Behindertenbild aus.

Der Verfasser stellt zu Beginn die Frage, welche Rolle der Bote einnimmt. Eine einsichtige Antwort lautet: der hinkende Bote ist ein Medium. Er nahm die Botschaft beim Sender in Empfang und überbrachte sie dem Empfänger. In den weiteren Ausführungen differenziert und problematisiert der Autor diese Antwort. Zum Beispiel begegnet uns im Medium eine Person, „deren Leistung nicht in der Stärkung, vielmehr in der Rücknahme und Abschwächung besteht“. Der Bote ist in der Regel fremdbestimmt, der – ohne eigenes Tun – eine Nachricht überbringen soll. Wichtig ist allein die Botschaft. Diese Rollenzuschreibung finden wir auch heute noch in einer traditionellen Erwartungshaltung gegenüber Menschen mit Behinderung. Sie erscheinen passiv und „Entscheidungen werden über ihre Köpfe hinweg statt mit ihnen gefällt“. (S. 100)

Gleichwohl ist die persönliche Zurückhaltung nicht einfach negativ. Wie der Postbote heute genießt sein historischer Vorgänger Vertrauen durch seinen Status der Neutralität (S. 135). Das führt zu einer weiteren Frage: Warum wurde überhaupt ein Kriegsversehrter zur Nachrichtenübermittlung eingesetzt? Gab es doch damals schon die Postreiter mit Pferden, die die Botschaft viel schneller überbringen konnten. Die Vertrauenswürdigkeit des Boten, so Mürner, entsteht gerade durch die langsame Fortbewegungsart mit dem Stelzbein, „weil die Bedächtigkeit eher die Überprüfung einer Nachricht erlaubt“. (S. 57) Insofern warteten die Menschen ab, bis der hinkende Bote kam, der aufgrund seiner Vertrauenswürdigkeit die schnelle Botschaft des Postreiters bestätigte oder korrigierte.

Im Bild mit dem Boten wird das Langsame häufig durch eine Schnecke in der Nähe des Holzbeins dargestellt. Sie ist ein Sinnbild der Beharrlichkeit. Die Schnecke bewegt sich zwar langsam, aber ausdauernd auch über gefährliche Wege, um zu ihren Zielen zu gelangen. Langsamkeit, so Christian Mürner, hat jedoch noch eine weitere Bedeutung: das Innehalten. Im kommunikativen Sinn bedeutet das: Jemanden aufhalten, ohne dass daraus zwingend ein Informationsrückstand oder eine negative Umgangsweise resultieren müsste. Bezogen auf Behinderungen spielt dies etwa bei Menschen mit

Down-Syndrom eine Rolle. Sie benötigen eine längere Reaktionszeit bei einfachen Bewegungen, brauchen mehr Zeit und reagieren dementsprechend empfindsam auf Anforderungen. Langsamkeit figuriert hier als Leistung, um Misserfolge zu vermeiden, gegenüber einer Erfolgsorientierung, die zugleich ein erhöhtes Fehlerrisiko beinhaltet (S. 83f).

Die Schnecke ist nur ein Detail von Christian Mürners Untersuchung. Das Holz- oder Stelzbein ist ein anderes. Im modernen Sprachduktus ist es ein Hilfsmittel oder eine Prothese, um sich besser, wenn auch langsamer, fortzubewegen. Anders ausgedrückt: Die Prothese ist der Prototyp der Kompensation. Auch sie hat eine lange Vorgeschichte. Als Ur-Prothese, die als Kompensationsinstrument diente, erwähnt Mürner die eiserne Faust des Reichsritters Götz von Berlichingen. Denn damit konnte er trotz seines Handicaps das Kriegshandwerk ausüben. Seither gilt: Prothesen sind nicht nur technische Dinge des Nachteilsausgleichs. Ihre Verwendung hat auch eine symbolische Dimension. Dazu zählen ästhetische Aspekte. Das heißt die behinderungsbedingte Auffälligkeit unsichtbar(er) zu machen, woran sowohl der Träger der Prothese als auch der nichtbehinderte Betrachter des Prothesenträgers Interesse haben kann. Umgekehrt gilt aber auch, dass es Menschen mit Behinderung gibt, die offensiv die Verwendung von Prothesen ablehnen, weil sie sich dem Diktat der Normalität nicht beugen möchten und ihre zur Verfügung stehenden Körperteile aktivieren möchten. (S. 89)

Mit der Langsamkeit des Boten und dem Stelzbein als Prothese werden hier nur zwei herausgegriffene Beispiele vorgestellt, an denen Christian Mürner unterschiedliche Aspekte in der Figur des hinkenden Boten herausarbeitet. In anderen Abschnitten geht der Verfasser auch auf das angebliche und tatsächliche Leid durch Behinderung der Leib/Körper-Problematik, Frauen mit Stelzbein, Sexualität und anderes ein, und er nutzt dabei den philosophischen und kulturellen Schatz der europäischen Geisteswissenschaften, um seine Positionen zu fundieren. Dies hier im Einzelnen wiederzugeben, würde den Rahmen einer Buchrezension schlicht sprengen. Wer also mehr erfahren möchte, dem sei empfohlen, Christian Mürners inspirierendes und weiterführendes Buch selbst zu lesen, dem eine weite Verbreitung vergönnt sein möge.

Volker van der Locht, Essen

Christian Mürner:
Der hinkende Bote.
Ein kulturgeschichtlicher Essay.
Chronos Verlag Zürich, 2015
160 S., 24 Abb. schwarz/weiß
ISBN 978-3-0340-1307-9
Preis: EUR 19.90 / CHF 25.00

Fortsetzung von S.1

in der Leistungsfähigkeit und/oder -motivation hinterfragt zu werden, realisiert keines der drei Mandate.“ Die AutorInnen fragen sich, was passieren würde, wenn diese Praxis auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt gelten würde: Weder Betriebsräte noch Angestellte würden „akzeptieren oder es sogar als Anreiz einschätzen, wenn die eigene Leistungsmotivation permanent hinterfragt und begutachtet werden würde. Wer würde akzeptieren, wenn das eigene Gehalt gekürzt werden würde, weil der oder die Vorgesetzte im vergangenen Monat mit der Teamfähigkeit oder Freundlichkeit nicht zufrieden war?“

Erika Feyerabend, Essen

Alexander Bendel, Carolin Richter, Frank Richter:
„Entgelt und Entgeltordnung in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen“,
erschienen in der Reihe WISO Diskurs, Hrsg. Friedrich-Ebert- Stiftung, Juni 2015
http://library.fes.de/pdf-files/wiso/11514.pdf

Lust zu schreiben?

- interessante Reportagen
- Erfahrungsberichte
- kompetente Analysen
- spitze Kommentare
- anregende Rezensionen und Kritiken

... oder sonst etwas aus der Welt behinderter Menschen

Der/Die melde sich:

newsletter Behindertenpolitik
Volker van der Locht
Finefraustr. 19
45134 Essen
Tel. 0201/4309255
E-Mail:volkervanderlocht@t-online.de

Hidden Victims – Unsichtbare Opfer

Seit Beginn der kriegerischen Auseinandersetzungen in Syrien vor fünf Jahren, seit die staatlichen Ordnungen in Afghanistan und dem Irak zerfallen, sind Millionen von Menschen auf der Flucht. Tausende sind auf ihren gefährlichen Seewegen nach Griechenland und Spanien ertrunken oder harren in den gigantischen Flüchtlingslagern in Jordanien, im Libanon oder in der Türkei aus. Immer mehr

© Yasin Dakourtsoulou/Handicap International

Menschen versuchen über die Balkanroute vor allem nach Deutschland, Schweden oder Großbritannien zu gelangen. Schätzungsweise ein Million Menschen werden bis Ende des Jahres hierzulande angekommen sein, darunter viele Bürgerkriegsflüchtlinge aus Syrien. Über acht Millionen sind innerhalb von Syrien unterwegs, mehr als vier Millionen leben in den Lagern der Nachbarländer.

Die Hoffnung, in absehbarer Zeit wieder nach Syrien zurückkehren zu können, haben viele aufgegeben und machen sich deshalb auf den Weg nach Westeuropa. Traurig aber wahr: Die Flüchtlingshilfe und das Welternährungsprogramm der Vereinten Nationen können kaum noch für Essen, Unterkunft und medizinische Versorgung in den jordanischen, libanesischen oder türkischen Lagern sorgen. Warum? Die Mitgliedsstaaten zahlen viel zu wenig in den gemeinsamen UN-Topf ein. Auf der Spendenliste des UNHCR stehen nur 33 Länder. Die UN hat aber 193 Mitgliedsstaaten. Gerade mal 45 Prozent des nötigen Etats sind bislang zusammen gekommen. Länder wie Ungarn oder die baltischen Staaten zahlen wenig bis gar nichts, Saudi-Arabien oder die Vereinten Arabischen Emirate nur einstellige Millionenbeträge. Weil viele der Flüchtlinge gar keine Ernährungshilfe bekommen und jenen, die registriert wurden, mittlerweile nur noch 13 Dollar monatlich zur Verfügung stehen, sie aber gleichzeitig auch nicht arbeiten dürfen, machen sich immer mehr auf den Weg – in der Hoffnung, in Westeuropa ein besseres Leben führen zu können.

Besonderes Merkmal: krank oder behindert

Nur ein Bruchteil der Flüchtenden kann überhaupt den beschwerlichen Weg bewältigen und bezahlen. Im letzten Jahr haben die Hilfsorganisationen Handicap International und HelpAge eine Studie veröffentlicht, zur Situation syrischer Flüchtlinge, die dauerhaft behindert, chronisch krank und verletzt sind. Sie basiert auf mehr als 3.000 Interviews in libanesischen und jordanischen Camps. Fast die Hälfte war auf besondere Hilfen im Alltag angewiesen. Eine/r von fünf Flüchtlingen ist körperlich oder geistig behindert, jede/r siebte leidet an einer chronischen Erkrankung. Besonders häufig sind Kriegsverletzungen, vor allem Amputationen. Geschätzte 250.000 Menschen haben im Krieg ihre Gliedmaßen verloren und 600.000 sind kriegsverletzt. Auch die älteren, über Sechzigjährigen, sind häufig chronisch krank und körperlich eingeschränkt. In Syrien ist das Gesundheitswesen fast vollständig zusammen gebrochen. Zugang zu Rehabilitation gibt es kaum noch, weder in Syrien noch in den nahe gelegenen Flüchtlingslagern. Wie viele aufgrund mangelnder medizinischer Versorgung sterben, ist unbekannt. Sie gelten nicht als Kriegsopfer. Besonders die alten Menschen werden als Flüchtlinge in den Camps nicht registriert. Sie sind unsichtbar und können nicht einmal auf die immer spärlicher werdenden Hilfsgelder der UN-Flüchtlingshilfe hoffen. Das muss sich ändern, fordern Handicap International und HelpAge: bessere Registrierungen auch dieser Geflohenen und nötige Hilfen bereitstellen – nicht von speziellen Organisationen, sondern als Querschnittsaufgabe für alle, die Unterstützung leisten.

Selbstorganisierte Hilfen

Die Journalistin Sabrina Sabra hat eines von vielen selbstorganisierten Projekten beschrieben, die syrische Bürger/innen im eigenen Land, in Jordanien oder der Türkei ins Leben gerufen haben. Eigentlich müsste die Verwaltung der Vereinten Nationen sich um die verletzten und behinderten Flüchtlinge kümmern. Weil das Geld nicht reicht, gründeten fünf Frauen ein privates Reha-Zentrum und eine Frauenkooperative. Samara Atassie floh vor drei Jahren mit ihren beiden Kindern nach Amman. Da die Apothekerin aus dem syrischen Homs offiziell nicht arbeiten durfte, engagiert sie sich ehrenamtlich im Reha-Zentrum, das ein dauerhaftes Projekt wurde und seit Ende 2012 über Spenden aus aller Welt finanziert wird. Hier engagiert sich auch der bestens ausgebildete syrische

Krankenpfleger Muayyed. Aber für die Versorgung von Kriegsverletzten ist der junge Mann nicht ausgebildet. Gerne würde er sich in Jordanien für diese Aufgabe fortbilden, die u.a. auch von Handicap International angeboten wird – aber nur für Menschen in regulären Arbeitsverhältnissen. Da aber auch er als registrierter Flüchtling nicht arbeiten darf, hat er keine Chance sich fortzubilden. Mittlerweile werden über 120 Patienten und Patientinnen versorgt, die zum Teil traumatisiert und dauerhaft behindert sind. Samara Atassie hofft, eines Tages wieder in der syrischen Gesellschaft arbeiten zu können. Sie meint, dass dann ein Umdenken nötig wäre. Behinderten sollte nicht mehr mit Mitleid und Almosen begegnet werden: „Wir sind Menschen wie sie und sie sind wie wir. Wir müssen dafür sorgen, dass die Gesellschaft allen Bürgern ein selbstbestimmtes Leben ermöglicht."

Die Studie ist hier einsehbar:
http://www.helpage.org/newsroom/latest-news/hidden-victims-new-research-on-older-disabled-and-injured-syrian-refugees/

Der Bericht von Sabrina Sabra ist zu finden unter:
http://www.dandc.eu/de/article/exilsyrer-helfen-ihren-landsleuten-jordanien-privaten-reha-zentren

Erika Feyerabend, Essen

Eine etwas andere Art der Willkommenskultur

Wenn wir schon alle sterben müssen, dann bitte in Würde. So könnte man den Konsens der Deutschen zum Thema Tod und Sterben zusammenfassen. Was genau diese Würde sein soll, bleibt nebulös. Manche wollen „nicht an Apparaten hängen", nicht „vor sich hin vegetieren", möglicherweise noch „an Schläuchen". Anderen reicht es auch schon, „tagtäglich auf die Hilfe anderer angewiesen zu sein", damit es für sie vorbei ist mit dem Leben in Würde. Oder sie finden es würdelos, „nicht mehr alleine einkaufen gehen zu können" oder sich gar von anderen Menschen „den Hintern abwischen zu lassen". So oder ähnlich liest und hört man es täglich in den Online-Kommentaren und Talkshows.

Mich lässt diese Vorstellung von Würde immer mit einem Kopfschütteln zurück. Als Rollstuhlfahrerin bin ich immer wieder auf die Hilfe anderer angewiesen und fühle mich deshalb alles andere als entwürdigt. Für andere ein Symbol des Scheiterns, in dem man landen könnte, bedeutet mein Rollstuhl für mich ein Stück Freiheit. Durch ihn komme ich überall hin – fast überall, solange es Fahrstühle und Rampen gibt. Gute FreundInnen von mir mit Behinderung sind tagtäglich auf persönliche Assistenz angewiesen – andere wischen ihnen den Hintern ab, manche von ihnen hängen sogar an Schläuchen.
M., ein guter Freund von mir, wird mittlerweile auch tagsüber beatmet. Mit einem mobilen Gerät, das er an seinen Rollstuhl anschließen kann. Beatmet zu werden ist eine lästige Notwendigkeit für M., auf die er gerne verzichten würde – aber von Selbstmord habe ich ihn deshalb noch nie sprechen hören. Im Gegenteil. Er will leben, gerade auch mit den Schläuchen und mit der Assistenz und der Pflege, die ihm 24 Stunden am Tag seine Muskelkraft ersetzen.

Solche Perspektiven sieht und hört man selten in der Debatte über Sterbehilfe. Stattdessen begleitet sie seit Jahrzehnten ein unhinterfragtes Ideal von Autonomie und Selbstbestimmung, das die Anforderungen an moderne StaatsbürgerInnen widerspiegelt. Sie haben aktiv und produktiv zu sein, für sich selbst zu sorgen und wenn das nicht mehr geht, sollen sie sich völlig frei für ein kostensparendes Abtreten entscheiden. Ein großer Teil der Deutschen mit Interesse an Sterbehilfe will nicht zuletzt anderen nicht zur Last fallen.

Dieses Ideal lässt vergessen, dass Abhängigkeit von anderen, Bedürftigkeit und Schwäche zum Leben dazugehören – zum Beispiel in der Säuglingsphase, aber auch in der letzten Phase des Lebens.
Eine Willkommenskultur für Abhängigkeit von anderen und eine neue Lesart von Würde hin zur Akzeptanz von Hinfälligkeit und einem Leben mit Apparaten ließen die Rufe nach aktiver Sterbehilfe leiser werden. Dann wird vielleicht auch endlich die Klage über die berechtigte Angst vor dem Spardiktat der stationären und fremdbestimmten Pflege im Minutentakt lauter.

Rebecca Maskos, Hamburg

(erschienen in der TAZ -Nord am 19.11.2015)

Fortsetzung von S.3

Werkstatträumlichkeiten, sondern in ausgelagerten Arbeitsplätzen, zum Beispiel in der Gastronomie, als Bäckergesellen oder als Alltagshelferinnen in der Altenhilfe.

Inklusionslagebarometer

● positiver Wert ● negativer Wert

Indikator	Teilindikatorwert
Beschäftigtenquote Schwerbehinderter	104,6
Zahl der arbeitslosen Schwerbehinderten	98,6
Anteil der Langzeitarbeitslosen an allen arbeitslosen Schwerbehinderten	108,6
Arbeitslosenquote der Schwerbehinderten	105,4
Arbeitslosenquote der Schwerbehinderten in% der allgemeinen ALQ	92,6
Dauer der Arbeitslosigkeit Schwerbehinderter in% der allgemeinen Dauer	104,0
Erwerbstätigenquote der Schwerbehinderten	102,7
Anträge auf Kündigung Schwerbehinderter	94,9
Anteil der Arbeitgeber, die mindestens einen Pflichtarbeitsplatz besetzen	101,9
Anteil der Arbeitgeber, die alle Pflichtarbeitsplätze besetzen	104,0

Durchschnitt der vergangenen fünf Jahre = 100

Quellen: eigene Berechnungen auf Basis von Daten der Bundesgemeinschaft der Integrationsämter und Hauptfürsorgestellen, Bundesagentur für Arbeit

Gleicher Lohn und gleiche Rechte im Vergleich zu nichtbehinderten ArbeitnehmerInnen bleibt dieser Beschäftigtengruppe verwehrt. Wohl trafen sich Ende September VertreterInnen der Landesarbeitsgemeinschaft der Vertreterorgane der Werkstätten für Menschen mit Behinderungen Niedersachsen mit der zuständigen Landesbehindertenbeauftragten Petra Wontorra zu einem Erfahrungsaustausch. Als gemeinsame Ziele formulierten sie unter anderem, bessere Möglichkeiten zu schaffen, um aus der Werkstatt in den allgemeinen Arbeitsmarkt zu wechseln und die Zahlung des Mindestlohns für Beschäftigte in Werkstätten. Weiter erklärte Wontorra dort:

„Es kann nicht sein, dass Menschen mit Behinderungen in Werkstätten arbeiten und dass ihre Vertretung, die Werkstatträte, keine tatsächlichen Mitbestimmungsrechte haben. Nach meiner Auffassung ist es beispielsweise unerlässlich, dass die Werkstatträte mitentscheiden, welche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in den Arbeitsgruppen arbeiten.“

„Nichts über uns ohne uns!“, eine zentrale Forderung der emanzipatorischen Behindertenbewegung, sieht anders aus. Lange vor der Verabschiedung der UN-Behindertenrechtskonvention und anderer Antidiskriminierungsregelungen habe ich einen Gewerkschaftsvertreter getroffen, der meinte, die Behindertenwerkstätten seien Teil des Sozialwesens und daher kein Aufgabengebiet der DGB-Gewerkschaften. Aber er stellte die provozierende Frage, warum könne für die Werkstätten nicht das Betriebsverfassungs- und das Tarifrecht gelten. Mann/Frau stelle sich vor: Die Werkstatträte würden Betriebsräten gleichgestellt, die Werkstättenentlohnung wäre Teil der Tarifauseinandersetzung zwischen Gewerkschaften und Werkstattträgern. Das würde nicht so lieb laufen, wie sich das Petra Wontorra so denkt. Manchmal gäbe es vielleicht Streiks der behinderten Beschäftigten für bessere Arbeitsbedingungen und Entlohnung, die über dem Mindestlohn liegt. Das würde auch den Minijobbern helfen, mehr als das karge Existenzminimum für ihre Arbeit zu fordern. Wenn dann noch die Ausgleichsabgabe so erhöht würde, dass es für Unternehmen teuer wird, keine Behinderten einzustellen, könnte man vielleicht zu recht jubeln, wie viele Menschen mit Behinderung eine Stelle haben.

Wie das alles aussehen würde, ist trotz aller Gleichstellungsrhetorik heute noch kaum vorstellbar. Aber wir sollten von jenen ausgehen, die im Beschäftigungssektor am schlechtesten gestellt sind – die WerkstattmitarbeiterInnen. Eine Angleichung der Behindertenwerkstätten an normale Betriebe würde den sozialen Status der Beschäftigten erhöhen, und sie müssten nicht als billig und unmündig gehaltene Lastesel der Gesellschaft Arbeit leisten.

Volker van der Locht, Essen

Impressum

newsletter Behindertenpolitik Nr. 62
(erscheint als Beiheftung von BIOSKOP Nr. 72)

Redaktion und Mitarbeit:
Volker van der Locht (viSdP), Erika Feyerabend, Rebecca Maskos

Redaktionsadresse:
Finefraustraße 19, 45134 Essen
Tel. 02 01 / 4 30 92 55
E–Mail: volkervanderlocht@t–online.de

Druck:
Zeit-Druck Thäns, 35083 Wetter